

Erstes Kapitel.

Badestuben und Mineralbäder am Ausgang des Mittelalters.

Das Baden im Freien, in stehenden oder fließenden Gewässern, war dem deutschen Volke und besonders der Jugend schon in ältester Zeit eine natürliche Gewohnheit. Durch die Berührung mit den Römern lernten die Germanen ebenso wie die Gallier dann auch die warmen Bäder kennen, und wie zur Einrichtung des vornehmen römischen Privathauses unbedingt ein Baderaum gehörte, so entstanden auch öffentliche Badeanstalten in den größeren römischen Pflanzstädten, von denen zum Teil noch heute großartige Reste erhalten sind, wie z. B. in Trier. Aber diese Begleiterscheinungen einer verfeinerten Kultur gingen in den Stürmen der Völkerwanderung unter und während in Südeuropa und im Orient aus leicht begreiflichen Gründen die öffentlichen Bäder niemals aufgehört haben, eine wichtige Rolle im Kulturleben der Völker zu spielen, entstanden solche in Deutschland erst wieder nach den Kreuzzügen, auf denen die Abendländer aus eigener Anschauung die Sitten des Morgenlandes näher kennen lernten. Es waren dies die Badestuben, die rasch beliebt wurden, und die auch manche Landesfürsten als Einnahmequelle benutzten, indem sie den Städten das Recht zur Errichtung öffentlicher Badestuben gegen Zahlung einer Abgabe verliehen oder eine solche direkt von den Unternehmern, Pächtern oder Erbpächtern erhoben. In erster Linie diente das Bad natürlich den Zwecken der Reinlichkeit und allgemeinen Körperpflege, wobei neben dem einfachen Wasserbad von Anfang an das Dampf- oder Schwitzbad im Gebrauch war. Aber frühzeitig finden wir auch schon medizinische Bäder zu Heilzwecken, mit Zusätzen von Kräutern und Essenzen. Bekanntlich hat sich im Anschluß hieran das Gewerbe der „Bader“ gebildet, die auch andere therapeutische und kosmetische Verrichtungen übernahmen, wie z. B. schröpfen, Zähne ziehen, Haar und Bart scheren und ihren Namen bis in die neueste Zeit behalten haben, obwohl man heute nur noch in wenigen Gegenden (z. B. am Niederrhein) moderne Friseurläden findet, mit denen Badestuben verbunden sind.

Im Mittelalter ging die Blütezeit der öffentlichen Badestuben verhältnismäßig rasch vorüber, woran besonders die

zunehmende Ausbreitung des Aussatzes und anderer häßlicher Krankheiten ansteckender Art schuld war. Auch war der Verkehr in den Badestuben in sittlicher Beziehung nicht immer ganz einwandfrei, und endlich kam hinzu, daß man den Gebrauch der Bäder zu Kurzwecken häufig in ganz unsinniger Weise durch Überhitzen des Bades und durch übermäßig langes Verweilen darin übertrieb, wobei mehr Schaden als Nutzen gestiftet wurde. Schon im 15. Jahrhundert traten daher Ärzte, Geistliche und Obrigkeit dagegen auf, und das Volk entwöhnte sich der Sitte des häufigen Badens, wohingegen der Besuch der natürlichen Mineralbäder, damals allgemein „Wildbäder“ genannt, immer mehr in Aufnahme kam. Man begann, „Badefahrten“ nicht nur aus Gesundheitsrücksichten, sondern zum Teil auch zum Vergnügen zu unternehmen, um das abwechslungsreiche Leben zu genießen, das sich an einzelnen besonders stark besuchten Badeorten entwickelte.

Selbstverständlich waren auch in Deutschland solche Mineralquellen von alters her bekannt und besucht. Orte, wie Aachen, Baden, Wiesbaden, erinnern ja schon durch ihre Namen an den Grund ihrer Entstehung, und wie hoch Kaiser Karl die Aachener heißen Quellen schätzte, ist allgemein bekannt. Die Quellen des später so berühmten und viel besuchten Bades Pfeffers¹⁾ bei Ragatz werden bereits in einer Urkunde König Heinrichs III. vom Jahre 1050 erwähnt, und im Jahre 1382 gab der Abt Johann II. von Pfeffers das Bad, bei dem ein Haus erbaut war, gegen einen jährlichen Zins von sechs Gulden auf zehn Jahre in Pacht, jedoch mit der Bedingung, daß den Personen des Klosters unentgeltlich zu baden gestattet sei. (Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen 2, 371.) Auch Plummers (Plombières) in den französischen Vogesen war bereits am Ende des 13. Jahrhunderts von Badenden besucht. In den Annales Colmarenses (Boehmer, Fontes rerum Germanicarum 2, 30) lesen wir beim Jahre 1292, daß Herzog Friedrich III. von Lothringen in Plummers oberhalb der Bäder eine Burg erbauen ließ zum Schutze der Badenden gegen Räuber („castrum in Plummers super balnea construxit, ut defenderet balneantes a malis hominibus.“) Ein reger Verkehr scheint sich besonders in Baden im Aargau, das übrigens schon von Tacitus (Historiae I, 67) als besuchtes Heilbad erwähnt wird, im Mittelalter entwickelt zu haben. So schrieb der italienische Arzt Poggio im Jahre 1414, man habe dort zum Lesen und Philosophieren keine Zeit, und von allen

¹⁾ Der Name hat natürlich mit dem Gewürz Pfeffer nicht das geringste zu tun. Bei Sebizius (Dissertationum de acidulis sectiones duae, S. 178) wird das Bad als „thermae Fabariae“ bezeichnet. Es muß wohl also dort ursprünglich ein gewerblicher Betrieb, vielleicht eine dem Kloster gehörende Eisenschmiede bestanden haben.

Seiten ertönte Konzert und Flötenspiel, Zitherspiel und Gesang (vergl. Stricker, in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Bd. 2; 1856). Ein „Puchlin von allen Paten die von Natur heiß sein“ in Versen verfaßte um das Jahr 1480 der bekannte Nürnberger Meistersänger und Barbier Hans Folz (abgedruckt bei Keller, Fastnachtsspiele, 3, 1249—1265). Und vom Beginn des 16. Jahrhunderts ab mehrt sich die deutsche balneographische Literatur an Zahl wie an Umfang der einzelnen Schriften. Während z. B. Theophrastus Paracelsus (gest. 1541) erst elf Badeorte aufzählt, nennt Georg Pictorius, „der Arzneien Doktor und bey der Kaiserl. Regierung Ensisheim bestellter Physikus“, in seinem Badefahrtbüchlein (1560) deren bereits achtunddreißig, und bei Johannes Günther von Andernach (Commentarius de balneis, Straßburg 1565) sind es bereits fünfundsiebzig, bei Tabernaemontanus (Neuer Wasserschatz, 1584) gar einhundertundzwei. In diesem raschen Anwachsen der Zahl zeigt sich eben deutlich der Umschwung in der Heilmethode, der die städtischen Badestuben, wie bereits erwähnt, in den Hintergrund drängte. Besonders diejenigen deutschen Ärzte, welche auf italienischen Hochschulen studiert hatten, brachten von dort den Enthusiasmus für den Gebrauch der Mineralquellen mit in die Heimat. Man erblickte in solchen Bädern ein Allheilmittel gegen jegliches Gebrechen: „Es sind derjenigen nit wenig, welche dafür halten, es seye der Saurbrunn vnd andere Bäder gleichsam eine Panacea, das ist eine solche Artzney, die alle Gebrechen des Leibes heilen könne.“ (Melchior Seibiz, Beschreibung etlicher Mißbräuche so bißhero in den Sauerbronnen und anderen Bädern vorgegangen. Straßburg 1647.)

Aber das Zutrauen zu der Heilkraft der Bäder war es nicht allein, was ihnen solchen Zuspruch verschaffte. Gar mancher reiste nicht sowohl der Kur halber, als vielmehr des Vergnügens halber ins Bad, und der bereits genannte Ensisheimer Regierungsphysikus Pictorius beginnt daher sein „Badefahrtbüchlein“ (1560) mit folgender, gewiß nicht unberechtigten Warnung: „Damit der gemeine Mann verstehen möge, das nit wenig nutz bringt, so man wol bedächtlich vnd mit gutem raht gen baden fart, auch das nit kleiner schad entstehet, so der gegentheil gebraucht wirt, wie dann gemeinlich in disem Ober Elsaß vnd auch anderen orten beschicht, als so man allein vmb wollusts oder gesellschaft willen diß oder ein ander bad an die hand nimpt vnd in allen vergeß stelt, ob solches dem badenden seiner complexion vnd anliegen nach füglich oder zuwider. So hab ich mir vürgenommen manchen hiemit zu dienen, von den bädern vnd auch wie zu baden, mit kurtzen worten einen bericht an den tag zu bringen.“ . . . „vnd damit der gemeine man spüren künde, daz es nit alles mit dem bad Plummers außgericht, wie dann

im gebrauch, daß jedermann jung, alt, weib, mann, gesund vnd schwach, on vorbetrachtung, ob es dem bäder oder seinen anliegen nutzlich oder zuwider sey, sich gen Plummers richtet, gleich als ob das wasser, so von bley fleußt, jedem Menschen wie der geschadiget, zu helfen vermöglich. So wil ich auch anzeigen art vnnnd natur anderer wasser oder bäder, so auch von metallen oder mineren aufquellen. . . .“ Vielleicht war etwas antifranzösische Tendenz mit im Spiele, wenn Pictorius sich so entschieden gegen das vielbesuchte Plombières wendet, aber sicher gab es wirklich auch schon genug deutsche Bäder, die es nicht nur wegen ihrer Heilkraft, sondern auch wegen ihres Komforts, wie wir heute sagen, getrost mit jenem aufnehmen konnten. Begünstigt wurden diese Modebäder durch den Wohlstand, der im 16. Jahrhundert im allgemeinen in Deutschland herrschte. Denn man darf natürlich nicht vergessen, daß eine solche Badereise in jener Zeit verhältnismäßig noch weit kostspieliger war als heutzutage. In Sonderheit war es der weibliche Teil der bemittelten Gesellschaftsklassen, bei dem der Besuch der Kurorte zu so hoher Gunst gelangte, daß sich Guarinonius („Die Grewel der Verwüstung“, Ingolstadt 1610, S. 905) zu dem Ausspruch hinreißen ließ, daß „die Weiber viel weniger als die Gänß und Enten des Wassers geraten können“ und jede leicht irgendeine Krankheit vorzuschützen wisse, um vom häuslichen Herd nach einem Badeorte zu entschlüpfen, damit sie dort „lustig ihren Ehemännern eine waxene Nasen träen künden“. (So bei Zappert a. a. O. zitiert.)

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß in der medizinischen Literatur des 16. Jahrhunderts der Gebrauch der Mineralbäder bereits einen breiten Raum einnimmt, wenn auch der Grund ihrer Heilwirkung bei der noch unvollkommenen Entwicklung der Chemie bisweilen in etwas naiver Weise erklärt wird. Viele der noch heute blühenden Kurorte werden schon in jener Zeit genannt. Daß ihre Zahl sich inzwischen durch Entdeckung neuer Heilquellen beträchtlich vermehrt hat, ist selbstverständlich; aber auch der umgekehrte Fall ist vorgekommen: Quellen, die dereinst mit Erfolg zu Badezwecken aufgesucht wurden, sind versiecht, und von der Existenz eines damit verbundenen Kurortes künden nur noch alte Schweinslederbände und vergilbte Akten, an denen der Zahn der Zeit, d. i. in diesem Falle: der Mäuse, stark genagt hat. Und wenn man den heutigen Bewohnern des Ortes erzählt: „Vor 400 Jahren war Euer Dorf ein besuchter Badeort“, so begegnet man wohl ungläubigen Mienen oder gar einem mitleidigen Lächeln und Kopfschütteln, denn: „Davon haben wir ja noch gar nichts gehört.“ Ein solcher Fall liegt z. B. vor bei dem ehemaligen Petroleumbad Walschbronn in Lothringen, dessen Geschichte im folgenden behandelt werden soll. Inwieweit die Bezeichnung

„Petroleumbad“ gerechtfertigt ist, wird dabei näher zu untersuchen sein; im voraus aber sei bemerkt, daß man das Erdöl lange, bevor man sich seiner als Leucht- oder Heizmittel bediente, in der roheren Form seines Vorkommens zu technischen Zwecken, z. B. als Schmiermittel, und dort, wo es von Natur in reiner Gestalt zu Tage trat, in der ärztlichen Praxis, z. B. zum Einreiben der Glieder bei Rheumatismus, verwendete.

Zweites Kapitel.

Eine Denkschrift über das Petroleumbad Walschbronn aus dem Jahre 1755.

Im Jahre 1755 überreichte der Finstinger Arzt Rouge-maitre gemeinsam mit einem anderen Arzte, namens Gormand, der Stanislaus-Akademie zu Nancy eine Abhandlung, die von der Akademie durch Verleihung eines Preises ausgezeichnet und 1769 von dem aus Metz gebürtigen Leibarzt des verstorbenen Königs Stanislaus, Peter Joseph Buc'hoz (d. i. Buchholz), in seinem *Valerius Lotharingiae* abgedruckt wurde. Ob die Abhandlung die Auszeichnung, die ihr zu Teil geworden war, wirklich verdiente, mag zunächst dahingestellt bleiben. Wir werden sehen, daß sie es mit der historischen Wahrheit nicht immer sehr genau nahm und daher mit Vorsicht zu genießen ist. Mit diesem Vorbehalt aber verdient sie doch unsere volle Beachtung und soll daher in wörtlicher Übersetzung hier wiedergegeben werden. Sie lautet:

„Forschungen und Betrachtungen über die alte Petroleum-
quelle in der Grafschaft Bitsch.“

„Proprios discite cultus!“

„Das Petroleum ist ein mineralischer Balsam, der mit großem Nutzen in der Heilkunde und in der Kunst verwendet wird. Je nach den verschiedenen Eigenschaften unterscheidet man davon verschiedene Arten. Die gewöhnlichste Art ist das schwarze Petroleum, das fast in allen Ländern der Erde vorkommt und daher auch im Werte am niedrigsten steht. Es ist fast nur zu gewerblichen Zwecken zu verwenden, es sei denn, daß man die fremden Stoffe, die es verunreinigen, zuvor auf künstlichem Wege entfernt. Aber die Reinigung kostet mehr, als es wert ist, und auch dann noch kommt es dem, welches von Natur rein ist, niemals gleich.“

Nicht ganz so häufig kommt das rote Petroleum vor. Es ist fast immer mit schwarzem vermischt. Zu dieser Sorte gehört z. B. das Vorkommen bei Gabian unweit Beziere und